

**GESCHICHTE DER EVANGELISCHEN KIRCHE A.B. IN RUMÄNIEN UNTER DEM
GESICHTSPUNKT „HEALING OF MEMORIES“
Von Prof. Dr. Hermann Pitters**

Im Blick auf die Vorbereitung der Dritten Europäischen Ökumenischen Versammlung, die 2007 in Rumänien, und zwar in Hermannstadt stattfinden wird, ist von der „Leuenberger Kirchengemeinschaft“ (Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa – GEKE) ein Forschungsprojekt eingeleitet worden, das unter dem Leitwort „Healing of Memories“ die gemeinsame Geschichte der Kirchen des Landes erarbeiten soll. Dabei geht es vor allem um Versöhnung und um die Aufarbeitung zwischenkirchlicher bzw. interethnischer Konflikte in Vergangenheit und Gegenwart, und um die Bereitschaft, böse, bzw. schmerzhaftige Erinnerungen zu „heilen“. An diesem Projekt sind alle Konfessionen in Zusammenarbeit von Theologen, Historikern und Soziologen beteiligt. Der vorliegende Beitrag bietet eine erste kurze Übersicht über die Geschichte unserer Kirche, der bei einer Fachtagung vorgestellt wurde.

Die Evangelische Kirche A.B. in Rumänien ist die Kirche der lutherischen deutschen Minderheit des Landes, vornehmlich in Siebenbürgen. Überblickt man ihre über 800-jährige Geschichte, so kann man mehrere Epochen aufzeichnen, die jeweils ihre eigenen innerkirchlichen und zwischenkirchlichen Konfliktstoffe aufweisen. Diese können im Rückblick in einer selbstkritischen Analyse, aber auch gemeinsam aufgearbeitet werden.

Dabei sollen die „neuralgischen Punkte“, die sich dem Gedächtnis einprägten, die zu gegenseitigen Verletzungen und damit zum Aufbau von Feindbildern Anlaß gaben, jeweils von verschiedenen Standpunkten beurteilt werden. Das kann zu neuen Sichtweisen führen. Der historiographische Diskurs ist ja überhaupt vom jeweiligen geistigen und existenziellen Standort des Historikers abhängig. Historische Fakten bedürfen der Interpretation, die aber immer von der Optik des Interpreten und zugleich von seiner Fähigkeit zu objektiver Deutung abhängig ist. Wichtig ist dabei, eigene Vorurteile abzubauen. Sorgfältiges Quellenstudium ist zu betreiben und um eine möglichst objektive Schau ist zu ringen. Diese muß die Bereitschaft in sich schließen, Korrekturen von anderer Seite gelten zu lassen. Geschichtsschreibung im Sinne von „Healing of Memories“ muß bereit sein, eigene – meist unbewußte – Geschichtsmymthen als solche zu erkennen und abzulegen. Solche Mythen ergeben sich oft aus gruppenbezogener bzw. konfessioneller oder auch nationaler Selbstschau, aus Selbstbedauern oder aus Selbstüberschätzung und sind zu überwinden, da sie Grundlage mancher Fehldeutung sein können. Das Zusammenleben unterschiedlicher Gruppen wird dadurch gestört. Es geht darum, Verletzungen zu „heilen“, das heißt zu einer versöhnten Schau vorzudringen. Dabei ist nicht nur an eigene Verletzungen, an eigene leidvolle Erfahrungen zu denken, sondern auch daran, daß die eigene Gemeinschaft andere verletzt hat, an ihnen schuldig geworden ist. Zur siebenbürgisch-sächsischen Kirche gehört von ihren Anfängen her dazu, daß ihre Existenz in einem eschatologischen Horizont abläuft. Ausnahmslos jede Generation stand am Rande des ständig möglichen Unterganges infolge äußerer und innerer Bedrohung.

1. Die vorreformatorische Zeit (1150-1500)

Die Geschichte der Kirche der Siebenbürger Sachsen geht auf das 12. Jahrhundert zurück, als sich deutschsprachige Siedler im Land (damals Ungarn) als „hospites“ von ungarischen Königen gerufen, niederließen. Sie nahmen hier eine gemeinschaftsgeprägte politische und kirchliche Sonderstellung ein. Ihr erstes Siedlungsgebiet wird in den Urkunden als „desertum“ bezeichnet, ein Begriff, der freilich der Deutung bedarf und eher auf einen strategisch wichtigen Grenzverhau als auf ein menschenleeres Ödland hinweist. Hier melden sich Konfliktstoffe in Bezug auf vorherige Bewohner. Die Sonderstellung der Siedler bezieht sich auf die Entwicklung eines genossenschaftlichen Gemeindeaufbaues, auf die Wahl eigener

Richter, auf eigene Pfarrerwahl durch die Gemeinden, auf eigenes Zehntrecht, auf den Zusammenschluß jeweils mehrerer Gemeinden in eigene Landkapitel mit selbstgewählten Dechanten. Damit waren Konflikte mit dem siebenbürgischen katholischen Bistum in Weißenburg vorgegeben, die sich vor allem als Zehntstreitigkeiten durch die ganze Zeit bis zum 16. Jahrhundert hindurchziehen. Entgegen dem allgemeinen Kirchenrecht, das seit Durchsetzung des „*Decretum Gratiani*“, dem hierarchischen Zentralismus verpflichtet war, waren die sächsischen Gemeinden eifersüchtig auf ihre Sonderrechte, besonders auf die Pfarrerwahl und auf den Zehnten, den sie nicht dem Bischof, sondern dem eigenen Pfarrer gaben, bedacht. Einschneidende Ereignisse waren für sie der Mongolensturm (1241) und nachher die immer neue Bedrohung durch die vordringenden Türken und Tataren. Die Wehrbarmachung ihrer Kirchen zu Verteidigungsburgen und die Befestigung ihrer Städte weisen auf diese Notzeiten hin, die sich im 14. und 15. Jahrhundert steigerten. Soziale Konfliktstoffe meldeten sich, als sich die Gemeinderichter (die gewählten „Gräfen“) und z.T. auch das städtische Patriziat dem ungarischen Adelsstand zu nähern begannen und dessen Privilegien (Steuerfreiheit und adligen Grundbesitz) anstrebten. Auch hier gelang es den Gemeinden, ihre Freiheit und Eigenständigkeit zu bewahren. Diese Spannungen – auch jene mit dem Weißenburger Bistum und jene mit dem Graner Erzbistum, zu welchem die Dekanate von Hermannstadt und Kronstadt unmittelbar gehörten – deuten auf innere Auseinandersetzungen, bzw. sie sind „innerkatholischer“ Art, haben indessen auch eine politische und „nationale“ Komponente.

2. Das Jahrhundert der Reformation (1500-1600)

Die Reformation setzte in den Städten, die ein reges in Zünften geordnetes Handwerkswesen hatten und einen weitreichenden Handel trieben, schon um 1520 ein. Sie kam unter der Leitung des Kronstädter Humanisten und Schulmannes Johannes Honterus (1498-1549) zum Durchbruch. Sie wurde im Jahr 1550 von der Sächsischen Nationsuniversität, dem politischen Landstand der Siebenbürger Sachsen offiziell in allen deutschen Städten und Landgemeinden eingerührt, wobei sich freilich reichlich Konflikte sowohl mit dem Erzbistum von Gran als auch mit dem Siebenbürgischen Bischof und der damaligen Landesregierung ergaben. Es kam schließlich zum unmittelbaren Anschluß der Kirche an Wittenberg (Briefe von Luther, Melancthon und Bugenhagen), zur Ausbildung eigener Bekenntnistexte und zur offiziellen Annahme der *Confessio Augustana*. Heftige innerprotestantische Auseinandersetzungen entstanden im Zuge der Reformationsbewegung zwischen Lutheranern und Calvinisten (1557-1564) und anschließend mit den Unitariern (1568). Der Landtag beschließt zwar für Siebenbürgen (erstmalig in Europa!) die Religionsfreiheit, aber neben den vier „rezipierten Religionen“ – der römisch-katholischen, der lutherischen, der reformierten und der unitarischen – fungiert die orthodoxe als „tolerierter“ nicht gleichberechtigt. Es kommt zu Versuchen, die Orthodoxen zum Protestantismus zu rühren (schon 1544 der rumänische lutherische Katechismus als erstes gedrucktes Buch in rumänischer Sprache. Wichtige Kulturinterferenzen auch durch andere Druckwerke).

3. Von der Orthodoxie zur Aufklärung (1600-1800)

Zwei „Traumata“ stehen für die siebenbürgische evangelische Kirche am Anfang des 17. Jahrhunderts: Der rumänische Fürst Mihai Viteazul unterwirft für kurze Zeit (1599-1602) Siebenbürgen und es kommt zu Bürgerkrieg und Verwüstungen, verbunden mit zahlreichen Konflikten. Die rumänische Historiographie hat verständlicherweise ein anderes Bild dieser Zeit und da gibt es manches unvoreingenommen neu zu bewerten. Eine Schreckensfigur ist ebenso der Fürst Gabriel Bathory (1610/12), der die sächsischen Gemeinden tyrannisiert. Die Fürstenzeit bis zum Übergang Siebenbürgens unter die Herrschaft der Habsburger (1687)

bringt den Gemeinden viele Nöte. Die Lutheraner unterhielten trotzdem enge Beziehungen zu den Universitäten in Westeuropa, vor allem zu denen in Deutschland. Im Geiste der lutherischen Orthodoxie entwickeln sie ein gutes allgemeines Schulwesen und verfügen über mehrere Gymnasien. Mit der Habsburger-Herrschaft setzt aber eine heftige Gegenreformation ein, es kommt zu Kirchen-Enteignungen und zu Repressalien. Im 18. Jahrhundert setzen die großen geistigen Strömungen des Pietismus und der Aufklärung ein. Beide Bewegungen bergen freilich auch Konfliktstoffe in sich, die zu innerkirchlichen Spannungen und zum Streit führen, der im Zuge der politisch gestützten Gegenreformation auch interkonfessionelle Dimensionen annimmt. Infolge des intensiven Gemeinschaftslebens setzt sich zunächst ein verharrender, konservativer Geist durch, der in einer ausgeprägten lutherischen Gemeindefrömmigkeit zur Geltung kommt, die aufklärerische Elemente in sich aufnimmt. Der sächsische Staatsmann und Gouverneur von Siebenbürgen Samuel von Brukenthal (1721–1803) verkörpert diesen Geist.

4. Der Aufbau der Volkskirche (1800-1918)

Das 19. Jahrhundert ist eine Zeit des zunehmenden Nationalismus. Schon vorher hatten die Reformversuche Josephs II., besonders sein Gesetz über die Konzivilität, für große Unruhe und für nationale Konfliktstoffe gesorgt. Die Revolution von 1848 wird als historisches Phänomen unterschiedlich gedeutet. Ebenso das Werk und das Ende des sächsischen Pfarrers und Volksmannes Stephan Ludwig Roth (1797–1849). Auch die Union Siebenbürgens mit Ungarn steht im Zwielficht. Die „Zertrümmerung des Königsbodens“ (1876) bedeutet das Ende der sächsischen politischen Autonomie. Der Geist des Liberalismus zieht in Schule und Kirche ein. Um die Erhaltung der Schulen in der Muttersprache muß gekämpft werden. Die Magyarisierungsbestrebungen des Staates bergen viele schmerzhaft Konfliktstoffe. Wichtig ist für die Erhaltung der Volkskirche das Werk des Bischofs Georg Daniel Teutsch (1817–1893). Freilich ist seine vom Geist der Romantik geprägte, national betonte Geschichtsschau, trotz historisch-kritischer an Mommsen geschulter Forschungsmethode mit gewissenhaften Urkundensammlungen heute umstritten und revisionsbedürftig.

5. Die Evangelische Kirche im neuen Rumänien (1919-2000)

Das 20. Jahrhundert war für die Kirche durch tiefe, einschneidende Krisen gekennzeichnet. Das Volk und die Kirchenleitung hatten nach dem Ersten Weltkrieg den Übergang Siebenbürgens an Rumänien begrüßt, wurden aber enttäuscht, da die „Karlsruher Erklärung“ kaum eingehalten wurde und der Nationalismus unter neuen Vorzeichen zu verspüren war, was zu Unzufriedenheit und Gegenreaktionen führen mußte. Enteignung von Kirchenvermögen infolge von Reformen rührten zu Verunsicherung. Es folgte die Erschütterung durch die Weltwirtschaftskrise und das Eindringen von nationalsozialistischen Gedanken auch in die Kirche, wogegen sich Widerstand meldete. Das Ende des Zweiten Weltkrieges brachte die Vorherrschaft der Sowjetordnung für ganz Rumänien und es kam zur völligen Enteignung und zur Deportation der arbeitsfähigen Deutschen. Auch das kirchliche Schulwesen und die diakonischen Einrichtungen wurden aufgelöst. Die Kirche konnte sich zwar in der neuen Lage unter Leitung der Bischöfe Friedrich Müller (im Amt 1945–1969) und Albert Klein (im Amt 1969–1990) zunächst erholen. Sie ist Mitglied des Lutherischen Weltbundes und gehört dem Ökumenischen Rat der Kirchen an. Diese ökumenischen Kontakte waren für sie und ihr geistliches Überleben wichtig. Mit den übrigen protestantischen Kirchen des Landes konnte sie ein eigenes Theologisches Hochschulinstitut zur Pfarrerausbildung errichten, nachdem durch den Eisernen Vorhang die Verbindungen zum Ausland unmöglich geworden waren. Doch die politische und wirtschaftliche Lage im Land führte zur allmählichen Erosion des Gemeindelebens durch Auswanderung von Gemeindegliedern. Unter den beiden politischen Diktaturen galt es im Überlebenskampf die Gratwanderung zwischen Anpassung und Widerstand immer neu zu wagen. Die Kirchen rückten

in den Jahrzehnten der Gewaltherrschaft zum Teil näher zusammen und entfalteten einen lokalen Ökumenismus. Diese Zeit bedarf einer objektiven zeitgeschichtlichen Aufarbeitung und der Aufdeckung eigenen Versagens im Blick auf Versöhnung. Ein Zeichen dafür ist das gemeinsame Erstellen eines orthodoxen, römisch- und grieschisch-katholischen und protestantischen Martyrologiums für die kommunistische Zeit.

Nach dem politischen Umschwung in Rumänien 1989 und der Öffnung der Grenzen kam es zu einer massiven Ausreisewelle. Die Kirche, die trotz großer Verluste durch den Krieg noch fast 200.000 Mitglieder zählte, hat heute nur noch 14.500 Gemeindeglieder. In ihrer extremen Diaspora-Situation versucht sie im neuen politischen und gesellschaftlichen Kontext auf ihre Weise lutherische Identität zu bewahren und im ökumenischen Dialog fruchtbar zu machen. Sie ist bereit, im Prozeß „Healing of Memories“ in Selbstbesinnung für Versöhnung und zwischenkirchliche Verständigung einzutreten.

[Publiziert in LKI Nr.7 / 2006]